

Der Staatsreich in China.

Kaiser Kwangsi wieder einmal unter der offi- zellen Verwahrung seiner Adoptions- Mutter.



Kaiser Kwangsi.

Himmels" seit seiner Geburt lebt, und dem Intrigenwitz der hohen chinesischen Politik Niemanden er- staunen kann.

Offiziell heißt es, der Kaiser habe, angesichts der schwierigen Lage, seine Mutter gebeten, wie er dies schon früher zwei Mal gethan, die Regent- schaft zu übernehmen, und Kaiserin Tsi An habe sich, nach entschiedenem Widerstreben, zu diesem Schritt bereit gefunden.

Die bekannte Rivalität Rußlands und Englands in China hat mit der Entwicklung der Dinge daselbst ebenso unzweifelhaft zu thun, wie aus dem Wiederaufheben der Reformmedie hervor- geht, daß von einer „widerstrebenden“ Uebernahme der Regierung seitens der Kaiserin-Mutter nicht die Rede sein kann.

Wit der Mütterlichkeit dieser Frau hat es überhaupt so seine Bewandnis. Tsi An ist eigentlich die Rebs-Tante des Kaisers; sicherlich aber eine der merkwürdigsten Gestalten der modernen chinesischen Geschichte.



Kaiserin-Regentin Tsi An.

Ihnen vom Kaiser proklamirte Kwangsi, ein 1871 geborener Sohn des Prinzen Chung, eines Bruders Hienfungs. Im Jahre 1881 starb Tsi Tschü, die rang- älteste Kaiserin-Mutter, und seitdem hält die weit bedeutendere dieser beiden Intrigantinnen, die Kaiserin Tsi An, die Macht allein in ihren Händen.

Welche Meinung übrigens diese Frau von ihrer Bedeutung selbst hat, erhellt daraus, daß sie vor vier Jahren, wenn auch „widerstrebend“, die Vererbung von \$25,000,000 zur Feier ihres 60. Geburtstages gestatete, einer Summe, welche eigentlich für die Kriegskostenentschädigung an Japan aufgebracht war.

Ueber Kwangsi wird so viel Wider- sprechendes berichtet, daß man sich über ihn kein Urtheil bilden kann; es sei denn, daß er keine starke Persönlichkeit ist. Wie berichtet wird, sieht gegen- wärtig sein Leben in Gefahr. Jeden- falls würde die Adoptionskoma durch seine Beiseiteziehung keine besondere Mehrbelastung auf ihrem Gewissen spüren.

Für die Revision.

Das mutige Verhalten des französischen Mi- nisterpräsidenten in der Dreifus-Angelegenheit

Die Gefahr, daß die Revision des Dreifus-Prozesses dennoch hintertrie- ben werde, hört erst in dem Moment auf, in welchem der französische Kassa- tionshof, der aus 16 hervorragenden Juristen besteht, das vor vier Jahren gegen den Gefangenen auf der Zensel- insel gefällte Urtheil wegen legalen Fehlers annullirt. Dann muß Dreifus ein neuer Prozeß gewährt werden.

Die Aktion des Ministeraths, wel- cher den Justizminister anwies, das Revisionsgesuch der Frau Dreifus dem Kassationshof zu unterbreiten, ist ledig- lich ein einleitender Schritt, der aber unter den obwaltenden Umständen einen ganz außergewöhnlichen Wuth von Seite derjenigen bekundet, die den- selben unternahmen. Thatsächlich sieht

für die Mitglieder des Kabinetts ihre ganze politische Karriere auf dem Spiel. Am meisten aber für den Ministerpräsidenten Brisson, dessen Ehrgeiz es seit Jahren ist, Präsident der französischen Republik zu werden. Henri Brisson, welcher jetzt im 64. Lebensjahre steht, ist von Beruf Jurist und gehörte in seiner Jugend den gleichen politisch-literarischen Kreisen an wie Gambetta, Ferry, Jules Simon und Andere, dem republikanisch ge- sinnnten Jungfrankreich. Im Parla- ment, in das er 1871 als Radikaler gewählt wurde und in welchem er viele Jahre hindurch den Vorsitz führte, nimmt er eine eigenartige, unabhängige Stellung ein. Er darf wohl der intell- festen der prominenten derzeitigen fran- zösischen Parlamentarier genannt wer- den, und der einzige Vorwurf, der ihm gemacht wird, ist der einer eifigen Strenge.

Brisson soll übrigens, wie von gut unterrichteter Seite versichert wird, schon am Tage seines Amtsantritts den Kriegsminister Cavaignac um die Akten über den Dreifus-Prozeß ge- beten haben. Zwei Tage später, also am Tage nach der berühmten Kom- merzierung, in der die Interpellation über die Revision zur Sprache gelangte, habe sich darauf Cavaignac persönlich mit den Akten unter dem Arm zu Bri- son begeben.



Henri Brisson.

Nachdem dieser sie drei Tage studirt, habe er dem Kriegs- minister erklärt, daß seiner Ansicht nach eine sofortige Untersuchung sowohl über das Zustandekommen der Akten wie über die darin ausgeführten That- sachen dringend nöthig sei. Er habe bei der Durchsicht einen unangenehmen Eindruck gewonnen. Nicht allein, daß die zahlreichen Schriftstücke sehr zweifelhafter Herkunft schienen, mehrere davon kämen ihm fremdlich, ja grotesk vor und er halte für das Ministerium den Augenblick gekommen, nach der Wahrheit zu suchen und dann nach dem Befund zu handeln.

Gelingt Brisson der Sieg ganz, so ist es wohl nicht gewagt, in ihm den nächsten Präsidenten der Republik zu prophezeien.

Der neue Mormonenprophet.

Schloß sich den „Heiligen“ der letzten Tage“ schon bei der Gründung ihrer Kirche an. Der kürzlich an Stelle des verstor- benen Wilford Woodruff zum Präsi- denten der Mormonenkirche gewählte und dadurch zum „Propheten, Seher und Offenbarer der Heiligen der letzten Tage“ gewordene Lorenzo Snow ist bereits 84 Jahre alt, aber geistig und körperlich noch vollkommen rüstig und daher den Anstrengungen seines Amtes, die übrigens seit die Mormonen ihren Frieden mit Nefel Sam geschlossen haben und Nlah zu einem Staate der Union geworden, nicht mehr so groß sind, vollständig gewachsen.

Snow, aus Mantua, D., gebürtig, erhielt eine höhere Ausbildung im dortigen Oberlin-College. Er schloß sich dem Mormonenthum schon bei dessen Entstehen an, machte die Verfol- gungen in Illinois und unter Brigham Young den Zug an den großen Salzsee mit. Bei der Gründung des „Neuen Zion“ daselbst und bei der Umwand- lung der großen Wüste in blühende



Lorenzo Snow.

Gärten entwickelte er große Mühselig- keit und förderte schon früh durch Errichtung eines Ladens, einer Gerberei, einer Wollspinnerei und mehrerer Farmen auf kooperativer Grundlage das wirth- schaftliche Problem der genossenschaft- lichen Arbeit.

Seine Schwester, Eliza Snow, die bedeutendste Frauengestalt in der Mor- monengeschichte, war eine der Frauen Joseph Smiths.

Die europäische Bevölle- rung Nagasakis, Japan, bezi- ferte sich im Juni dieses Jahres auf 506 Köpfe.

Nuri Bei.

Ein hervorragender Förderer der Freundschaft zwischen Berlin und Konstantinopel.

Der bevorstehende Besuch Kaiser Wilhelms in Konstantinopel gelegent- lich seiner Orientreise erregt weit- gehendes Interesse. Ist es doch allge- mein bekannt, wie freundschaftlich die Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und Konstantinopel sind, und welcher besonderen Rücksichtnahme sich die in türkischen Diensten stehenden deutschen Offiziere und Beamten am Goldenen Horn erfreuen.

Einer der hervorragendsten und über- zeugungstreuesten Förderer dieser Be- ziehungen ist ohne Zweifel der gegen- wärtige Generalsekretär im Minister- rium des Aeußeren, Nuri Bei. Der- selbe verbindet mit einer haunenswer- then enchylopaedischen Bildung jene feinen Formen, die für den diplomatischen Beruf so unerlässlich sind.

Der Sultan, der es sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, in seinen Staaten abendländische Bildung zu ver- breiten, um sein Reich nach innen ge- kräftigt, nach außen geachtet zu sehen, besitzt einen erstaunlichen Scharfblick bei der Wahl seiner Rathgeber. Er war es denn auch, der aus eigener Initiative Nuri Bei in die hervor- ragende Stellung berief, die derselbe augenblicklich einnimmt. Nuri Bei hat auf Veranlassung des Sultans vor- erst einige Jahre in den Hauptstädten Europas zugebracht, um sich dort er- sten Studien zu widmen; dank der ihm innewohnenden Intelligenz gelang es



Nuri Bei.

ihm bald, sich abendländische Wissen- schaft und Kultur zu eigen zu machen. Nuri Bei wird denn auch für die Tür- kei als der Mann der Zukunft ange- sehen; er beherrscht mehrere Sprachen, vor Allem die diplomatische Sprache der Türkei, die französische. Ein vol- lendeter Gentleman, feilscht er durch sein feines und liebenswürdiges Wesen jeden, der Gelegenheit fand, ihm näher zu treten.

Nicht unerwähnt sei hier, daß Nuri Bei jener türkische Staatsmann ist, der sein Vaterland nach der aufregenden armenischen Krisis, in einer Zeit, da am Vespereus Alles den Kopf ver- loren zu haben schien, wieder in ein ruhigeres Fahrwasser lenkte. Er war der einzige Staatsmann, der während der ganzen Zeit kaltes Blut bewahrt hatte, und der durch seine Energie in erster Reihe dazu beitrug, die von außen heringetragene revolutionäre Bewe- gung zu ersticken.

Spaniens Kommissäre in Paris.

Die tonangebenden Elemente der Bevölkerung in derselben vertreten—Senatspräsident Rios.

Die nach Paris entsandte spanische Friedenskommission, in welcher der Senat durch zwei, das diplomatische Korps, die Armee und der oberste Richterhof durch je ein Mitglied vertre- ten sind, ist, im Ganzen genommen, als geschickt zusammengestellt zu be- zeichnen, obwohl die Repräsentanten außerhalb Spaniens wenig bekannt sind. Ansehend hat die Madrider Regierung absichtlich keine politischen Neutiden ernannt, sondern lieber alle in Spanien eine Rolle spielenden Ele- mente zur Vertretung herangezogen, damit ihrer Behandlung der großen



Montero Rios.

Friedensprobleme von der Bevölkerung Vertrauen entgegengebracht werde.

Der Vorsitzende der spanischen Kom- mission ist Senor Montero Rios, Präsident des spanischen Senats, ein Mann von großem Takt, der sich vor Allen der Einsicht nicht verschließt, daß Chauvinismus und Rermination- en das große nationale Unglück, wel- ches Spanien betroffen hat, nur ver- zögern können.

Wie verstant, sind der Kommission weitgehende Befugnisse in Bezug auf die Friedensbedingungen ertheilt.

Die Untersuchungskommission.

General Dodge, ein bekannter Veteran und berühmter Eisenbahnbauer, der Vorkhabe.

Die Kommission zur Untersuchung der Armeeverwaltung während des spanisch-amerikanischen Krieges, deren Zusammenziehung sich in Folge ver-



Generalmajor G. M. Dodge.

schiedener Abzügen verzögerte, ist seit Kurzem vollständig geworden und be- steht aus folgenden neun Mitgliedern: Generalmajor Grenville M. Dodge von Iowa; Oberst J. A. Serton von Illinois; Kapitän E. P. Howell von Georgia; Generalmajor J. M. Wilson, Chef der Bundes-Genietruppe; Charles Deuby von Indiana, ehe- maliger Gesandter in Peking; Ergo- verneur Urban A. Woodbury von Ver- mont; Ergouverneur Jas. A. Weaver von Pennsylvania; Generalmajor A. D. McCook, pensionirter General- major der Bundesarmee, und Dr. Pinea- s Connor von Cincinnati.

Der zum Vorsitzenden der Kommissi- on ernannte Generalmajor Grenville M. Dodge wurde 1831 in Danvers, Mass., geboren. Er graduirte auf der Universität von Norwich, Vt., als Civil-Ingenieur, trat im April 1861 als Kapitän in die Armee ein, wurde im Mai 1863 Generalmajor; befehligte in der Kampagne bei Atlanta, 1864, das 16. Armeekorps; wurde dann Kommandeur des Departements des Missouri. Nachdem er 1865 bis 1866 gegen die Indianer gebietet, trat er 1866 aus der Armee aus und baute die Union Pacific und die Texas Pacificbahn. Später war er Kongreß- mitglied von Iowa, beschäftigte sich dann wieder mit Eisenbahnunterneh- mungen und war Präsident mehrerer Bahnen.

„Dufschens“ Buch.

Eine Publication, deren Offenheiten Vielen unbekannt kommen.

Die Veröffentlichung von Bismarcks Entlassungsgesuch direkt nach dem Tode des Altkanzlers durch seinen früheren Abolatus im Auswärtigen Amt Moritz Busch und dessen neuestes Buch „Bis-



Moritz Busch.

marck und sein Werk“ haben, in Folge der offenkundigen Indiskretionen, welche dieser Bismarckverehrer begangen hat, überall großes Aufsehen erregt. Wäh- rend aber die Freunde Buschs sich etwas kopfschüttelnd, zumal über den überraschend geschäftsmäßigen und be- schleunigten Vertrieb des Buches äußern, juchen seine Gegner ihn so scharf als möglich zu machen und fin- den eine billige Handhabe daran, daß Bismarck seinen bekannten Feldzugs- biographen wegen der kleinen Gestalt „Dufschens“ genannt hat.

Damit vermag aber der positive Werth des Buches, zu dem die Notizen in 25jähriger persönlicher Verkehr gesammelt wurden, kaum abgeschwächt zu werden. Ist doch der jetzt 77jährige Autor schon seit fünf Jahrzehnten in der deutschen Literatur als ein kenntniß- reicher, geschäfter und unermüdlicher Schriftsteller von strengster Wahrheits- liebe bekannt.

Was übrigens Busch durch sein Sen- sation erregendes Buch, das gleichzeitig in einer ebenfalls seit Jahren vor- bereiteten englischen Uebersetzung er- schienen ist, gewinnen mag, verliert er vielleicht durch einen Prozeß. Er ist nämlich von einer Stuttgarter Verlags- buchhandlung wegen Kontraktbruches verklagt, weil er derselben eine ver- sprochene Bismarckbiographie nicht ge- liefert, dagegen ein anderes Werk über Bismarck in Berlin veröffentlicht habe.

Moritz Busch ist auch in diesem Lande kein Fremder. Er hat zu Anfang der fünfziger Jahre einen großen Theil der atlantischen und westlichen Staaten bereist und die Resultate seiner Erfah- rungen in zwei interessanten Werken niedergelegt.

Humoristisches.

Der Freund.

Arz: (an's Krankenbett tretend): „Haben Sie den kranken Fuß da?“

Zufikommung.

„Gleichen sich beide Schwestern nicht bis auf's Haar?“—Zogar bis auf das, das ich in ihnen gefunden.“

Auf dem Lande.



Der Gast (schaudernd): „Aber, Frau Wirthin, das ist ja entsetzlich: in der Suppe schwimmt eine ganz große Hummel!“—Frau Wirthin: „O mei, o mei, das arme Viecher! Am End' ist's gar schon todt?“

Woch.

„Ich hab' kein Glück auf der Welt! Heute, wo ich früher und nichtern 'n Haus komm', schläft meine Frau schon!“

Verknapppt.

Gast: „Sie, Herr Wirth, das soll ein Hasenbraten sein? Ich wette, das ist nicht einmal eine Rau!“—Wirth: „Bitte sehr, das ist eine!“

Verblümt.

Herr: „Fata!, daß Ihre Mama Sie überall hinbegleitet, gnädiges Fräulein!“—Dame: „Auf die Hoch- zeitsreise würde sie mich nicht beglei- ten!“

Tüchtige Hausfrau.

Gatte: „Aber, Frau, der Staub liegt ja fingerdick auf den Möbeln!“—Gattin: „Nun wirst Du hoffentlich einsehen, daß ich einen Staubmantel brauche!“

Auch eine Antwort.

Gattin: „Sag, Männchen, wech- halb nennst Du mich immer Deine Sonne?“—Gatte: „Um! Weil Du mit so viele meiner Lebenstage warm gemacht hast!“

Enttäuschung.

Gerettete alte Jungfer: „Nicht ein Wort hat der Herr, der mich aus dem Wasser gezogen, zu mir gesprochen, und den nennen die Leute einen beherzten Mann!“

Unangenehme Aufklärung.

Kurz: „Die festlichen Veranstal- tungen und Ovationen bei meinem Ab- scheid sind ja fast noch großartiger, als beim Empfang!“—Fürgermeister (Vorredner des Festkomites): „Ge- rüben Sw. Durchlaucht die Verliche- rung entgegenzunehmen, das liegt nicht am Komite, das ist in Wahrheit der Jubel des Volkes.“

Coni, der kleine Menschen- kenner.



Toni: „Du, Mama, Karli muß sich sehr gut unterhalten haben!“—Mama: „Woher weißt Du denn das?“—Toni: „Weil er so schmutzig ist.“

In der Küche.

Madame: „Ich habe meinem Mann gesagt, diese Knobel hätte ich selbst zubereitet!“—Köchin (belei- digt): „Das ist aber gar nicht recht, Madame, daß Sie sich mit fremden Knobeln schmücken!“

Ereute Liebe.

Gnädige: „Sie haben meiner Köchin eine Liebeserklärung gemacht, werden Sie sie auch heirathen?“—Soldat: „Gewiß, gnädige Frau, so lange die Anna bei Ihnen ist, habe ich die Absicht, sie zu heirathen.“

Einladend.

Papa Schulze, von allerlei bösen Ahnungen beunruhigt, will seinen Sohn, den Studiosus, einmal in der Universität besuchen. Ohne vorherige Anmeldung spät Abends angekommen, findet er den hoffnungsvollen Spröß- ling vor seiner Wohnung auf dem Trottoir liegend. S t u d i o s u s : „Du—bist Du's, Papa? Das ist hü- hüßlich! Bitte—nimm Platz!“

Noch schlümmen.

„Wechhab kommst Du nicht mehr in's Gasthaus?“ Fürchtest Du die Gar- dienenpredigten?“—„Das nicht; aber meine Frau schickt dann immer die Köchin einige Tage auf Urlaub!“

Sie: „Als ich noch Deine Brant war, nanntest Du meine Rede Musik, und jetzt sagst Du, ich schwache Blech- musif.“—Er: „Na ja, jetzt ist's eben Blech- musif.“

In der Geschichtskunde. Professor: „Was meinen Sie wohl, wäre geschehen, wenn Julius Cäsar nicht ermordet worden wäre?“—Schüler: „Er wäre später doch noch ermordet worden!“

Entgegengekehrte Wirkung. „Ihr Gatte ist heute gar nicht recht aufgeräumt.“—Dame (Gattin eines Professors): „Das liegt daran, weil wir heute in seinem Arbeitszimmer so gründlich aufgeräumt haben.“

Einigkeit. „Baron Stiesler und die Frau Poronin sind überein gekommen, sich scheiden zu lassen.“—„Na Gott sei Dank; sind die Gatten doch wenig- stens einmal in ihrer Ehe einig ge- wesen!“

Gute Ausrede. Gast (zum Kellner, der den bestell- ten Hierenbraten bringt): „Ja, wo ist denn das Riel?“—Kellner (schlan): „Wissen S', Herr Doktor, das Riel wird halt a' Wandernier'n g'habt hab'n!“

Der erkannte Bräutigam. Braut: „Ich habe Dich in Ver- dacht, daß Du mit meiner Wittigst nur Deine Schulden bezahlen willst.“—Bräutigam: „Ja, macht man denn sonst etwas anderes mit einer Wit- tigst?“

Die Hauptkade. Bekannter: „Also Sie unter- richten die Kinder des Restaurateurs Müller gegen freies Mittagessen? Haben Sie denn schon gute Erfolge?“—Maurerlehrer: „O ja—ich habe bereits zehn Pfund zugenommen!“

Aus einem Studentenbrief. „Lieber Onkel! Unter Geldbriefträ- ger feiert Samstag sein 50jähriges Dienstjubiläum; vielleicht schickt Du mir an diesem Tage eine Postanwei- sung, ich hätte dann Gelegenheit, dem alten, verdienten Beamten eine Klein- gigkeit zuzuwenden.“

Eine moderne Köchin.



„Was, die gnädige Frau fährt auch Rad? Da sind wir ja Sportkameraden!“

Theorie und Praxis. Rechtsanwalt: „Ihre Gattin beklagt sich bitter darüber, daß sie von Ihnen seit zwei Jahren völlig vernachlässigt werde!“—Professor: „Ich muß doch erst mein großes Werk über „Rechte der Frau im modernen Eheleben“ zu Ende bringen.“

Eigenthümliche Reminiscen. Volkredner: „Dies eigenthüm- liche Verhältnis erinnert mich unwill- kürlich an das Goethe'sche Wort—(nach anglichscher Baufe) erinnert mich un- willkürlich an das Goethe'sche Wort—(nach erneuter Baufe, leise) erinnert mich unwillkürlich an ein Goethe'sches Wort, das ich im Augenblick vergeßen habe!“

Der durstige Patient.



Arzt: „Haben Sie über Durst zu klagen?“—Patient: „Nein, Herr Doktor; über den freu' ich mich immer!“

Haferneuhobblüthen. Unteroffizier: „Wensch, Meiner, Deine heraus! Sie gehen so miserabel wie 'n Kehlengeschäft im Sommer!“

Wachtmeister: „Sie, Huber, sind doch wirklich der dümmste Mensch auf Gottes Erdboden; ich wundere mich, daß Sie noch nicht im Konver- sationslexikon stehen!“

Unteroffizier: „Meher, so spät? Gewiß wieder zu lange gedächelt? Aber das geht hier nicht! Hier ist man nicht Bruder im Apoll, sondern im Apell!“